

Vier Monate am Lake Forest College, die alles verändert haben

Wie wahrscheinlich die meisten von euch, die sich diesen Bericht durchlesen, wollte ich schon immer mal für eine längere Zeit ins Ausland. Mit Englisch als Nebenfach im fächerübergreifenden Bachelor war die Auswahl beschränkt auf englischsprachige Länder. Gleichzeitig habe ich mir gesagt „so eine preiswerte Möglichkeit mal weiter weg zu sein wirst du vielleicht nie wieder haben“ und zunächst auch „hoffentlich werden es nicht die USA“. Spoiler: Genau da bin ich auch gelandet und im Nachhinein bin ich dankbar für diese Erfahrung, die alles für mich verändert hat.

Über mich und wie es mich am Ende doch in die USA verschlagen hat



„Warum denn nicht die USA?“ haben sich einige von euch vielleicht gewundert. Tatsächlich hatte ich viele Vorurteile. Von vielen Leuten, die in den USA waren, habe ich gehört wie oberflächlich, ungebildet und unpolitisch „die Amis“ sein. Das habe ich so zwar nicht geglaubt, aber dann war da auch noch meine Familiengeschichte, durch die ich die USA als politische Weltmacht immer sehr kritisch gesehen habe. Ich habe mich gefragt wie groß wohl dort das

Bewusstsein der Menschen für die geschichtliche und aktuelle Rolle der USA ist. Zwar ist Trump aktuell nicht Präsident, aber dennoch hat dieses Wahlergebnis mein Bild von den USA im Zusammenhang mit Erzählungen von Freunden und Bekannten geprägt. Dass die Wahrscheinlichkeit am Ende meinen Austausch über ISEP in den USA zu machen hoch ist,

wusste ich von vornerein allein schon wegen der wenigen australischen und kanadischen Universitäten im Programm, die überhaupt für mich in Frage kamen. Während der Bewerbung dachte ich dann, dass die Vorurteile vielleicht erst recht ein Grund sind in den USA zu studieren. Als ich mich dann über die Kurse an verschiedenen Unis informiert habe, war ich positiv überrascht wie viele Studiengänge wie African American Studies und Native American Studies es gibt, die sich kritisch mit der amerikanischen Geschichte und Gesellschaft aus der Sicht von Minderheiten auseinandersetzen. Schlussendlich habe ich ausschließlich Kurse aus dem Bereich African American Studies gewählt, von denen ich mir auch einen wegen seines Literaturbezugs für mein Zweitfach Englisch anrechnen lassen konnte.

Das Studium, die „amerikanische“ Kultur und die Rückkehr nach Deutschland



Diese Auswahl passte letztendlich auch gut zu dem Versprechen, das ich Fulbright im Gegenzug für mein Stipendium gegeben hatte, als „kulturelle Botschafterin“ aktiv zu sein, denn hier konnte ich auch meine Parallelen zu Deutschland ziehen und vor allem viel darüber lernen wie vieles, das heute als „typisch amerikanisch“ bezeichnet wird, in Wirklichkeit durch die Versklavung von Menschen vom afrikanischen Kontinent und durch die

Auseinandersetzungen mit den amerikanischen Ureinwohner aus diesen Kulturen übernommen wurde oder aus ihnen hervorgeht. Beispiele sind das Banjo und Gerichte in der Küche der Südstaaten, die traditionelle afrikanische Gerichte und Gerichte von Stämmen der Ureinwohner kombinieren.

Am Anfang war ich enttäuscht, weil es mir trotz der Teilnahme an so vielen Studentencclubs schwer fiel dauerhaften Kontakt zu amerikanischen Studierenden aufzubauen. Die Art zu kommunizieren ist viel indirekter und mehr auf Smalltalk ausgerichtet als in Deutschland. Irgendwann habe ich aber begriffen, dass es vielleicht gar nicht darum geht das „typisch Amerikanische“ kennenzulernen, sondern die Vielzahl an unterschiedlichen Gruppen und Kulturen, die in den USA aufeinandertreffen. Am Lake Forest waren ca. 40% der Studierenden PoC oder internationale Studierende mit unterschiedlichsten Kulturen und Ansichten. Ich habe verstanden, dass das was ich vorher als „typisch amerikanisch“ angesehen habe vielleicht gar nicht das ist, was die USA ausmacht.

Umso mehr habe ich mich also ins Studium vertieft und die lebhaften Diskussionen und verschiedenen Perspektiven im Unterricht schätzen gelernt. Diese lebhaften Diskussionen sind etwas, das anders als in Deutschland ist. Ich vermute, dass dies mit der stärkeren „Verschulichung“ zusammenhängt, die mich am Anfang eher genervt hat. Die meisten von uns sind es gewohnt relativ eigenverantwortlich im Studium zu sein. In den USA hingegen gibt es oft Anwesenheitspflicht, mündliche Noten und viele kleinere Abgaben und Tests während des Semesters. Auch wenn dies erstmal sehr einschränkend erscheint, so führt es eben auch zu einer weitaus größeren Beteiligung und einer viel tieferen Auseinandersetzung mit Themen. Besonders die Geisteswissenschaften profitieren meiner Meinung nach sehr davon. Dadurch, dass man in der Regel nur drei bis fünf Kurse insgesamt hat, gehen diese auch viel mehr in die Tiefe.

Auch die kleinen seminarhaften Kurse am College und den engen Austausch mit ProfessorInnen habe ich zu schätzen gelernt. Bei einigen ProfessorInnen war ich fast wöchentlich in den Sprechstunden um all meine Gedanken zum Stoff mit jemandem zu teilen. Die Inhalte aus meinen Kursen haben mich auch sehr persönlich beschäftigt. Zu den ProfessorInnen habe ich dadurch eine gute Beziehung aufgebaut und ich habe viele Impulse

bekommen. Das scheint in Deutschland erstmal seltsam, ist in den USA aber nicht unüblich. Ich habe immer noch Kontakt zu einigen ProfessorInnen und bin sehr dankbar weiterhin meine Gedanken und Reflexionen über die Gesellschaft, die mich weiterhin sehr beschäftigt, teilen zu können.

In meinen Kursen konnte ich regelmäßig Beispiele aus Deutschland und auch andere Sichtweisen zu Themen wie „Rasse“ einbringen und gleichzeitig aus der Perspektive von Betroffenen kritisch hinterfragen. So konnte ich zum Beispiel Parallelen ziehen zwischen dem Verbot von Büchern, in denen es auch um „Rasse“ geht, und der deutschen Diskussion, ob das Wort „Rasse“ aus dem Grundgesetz entfernt werden sollte. Beide Diskurse gehen von einer postrassistischen Gegenwart aus, die nicht der Realität entspricht. Unsere Gesellschaft ist immer noch durchzogen von rassistischer Ideologie. Richtig bewusst ist mir vor allem die strukturelle Komponente von Rassismus geworden und wie die Konsequenzen aus dieser oft als Legitimation für die Marginalisierung bestimmter Gruppen missbraucht werden. Auch das kann ich in Deutschland an vielen Stellen feststellen. Mir ist auch die Macht der Geschichtsschreibung und der Repräsentation in Diskursen bewusst geworden. Denn wer schreibt und an Diskursen teilnimmt, der prägt sie auch und beeinflusst damit was folgende Generationen lernen. Mir ist bewusst geworden, wie bestimmte Narrative unterdrückt werden. So wird heute zum Beispiel Präsident Lincoln oft als „Retter“ der Sklaven verstanden, obwohl Lincoln ein zutiefst rassistischer Mensch war, der nicht daran glaubte, dass freie Schwarze Menschen sich integrieren könnten und der sie deshalb, ungeachtet der afro-amerikanischen Identität, die sich über die Jahre gebildet hatte, in Kolonien abschieben wollte. Es war der ehemals versklavte Autor und Aktivist Frederick Douglass, der ihn eines Besseren belehrte. Thanksgiving sollte eigentlich „Thankstaking“ heißen, das Weiße Haus „schwarzes Haus“ und das Washington Monument „Slave Teeth George Monument“.



Ich habe festgestellt, dass Diskurse in den USA sehr viel offener geführt werden. Vielleicht weil die Probleme offensichtlicher sind als in Deutschland. Das machte die Probleme aber nicht mehr oder weniger real. Diesen offenen Diskurs und die Aufarbeitung von Geschichte aus einer Innenperspektive brauchte ich, um selbst zu realisieren, dass ich nicht weiß bin. Das mag banal klingen, aber diese Realisation hatte ich das erste Mal in den USA, als ich die

Diskurse rund um das Thema Israel/Palästina und seine politische Vereinnahmung in Deutschland aus der Ferne verfolgt habe. Ich habe mich vor meinem Auslandssemester so sehr als Deutsche gefühlt, dass ich es oft gar nicht wahrgenommen habe, wenn Leute mich nicht wie eine Deutsche behandelt haben. Ein Beispiel: Die CDU hat gefordert, dass es möglich sein sollte, antisemitische Menschen mit doppelter Staatsangehörigkeit abzuschieben. Darum, dass hier über antisemitische Menschen gesprochen wird, geht es mir gar nicht, sondern darum wie Menschen mit doppelter Staatsangehörigkeit scheinbar als weniger deutsch wahrgenommen werden. Ich bin ein Mensch mit doppelter Staatsangehörigkeit. Gleichzeitig bin ich durch und durch deutsch. Was unterscheidet einen deutschen Antisemiten von einem Antisemiten mit doppelter Staatsangehörigkeit? Das ist die Frage, die ich mir stelle. Früher wäre mir dieser Gedanke vielleicht nicht gekommen. Ich war mir gar nicht bewusst über meine Nichtweißheit. Der Gedanke, dass Menschen mich nicht als Deutsche sehen könnten, ist mir nie in den Sinn gekommen. Die Realisation kam in der Sprechstunde meiner ProfessorInn und war sehr schmerzhaft. Ich war froh sie mit jemandem teilen zu können, der es nicht nur verstehen konnte,

sondern auch selbst fühlte. Die Rückkehr nach Deutschland ist mir schwergefallen. Ich sehe wie Minderheiten gegeneinander ausgespielt werden: MuslimInnen, die oft in einem Atemzug mit der Hamas genannt werden und nicht mal einen schönen Ramadan ohne Erwähnung der Taten der Hamas von Baerbock gewünscht bekommen und JüdInnen, die als Monolith betrachtet werden, das oft im gleichen Atemzug mit Israel genannt wird. Es wird viel über Menschen gesprochen, aber sie selbst kommen kaum zu Wort. Sie sind es nicht, die die Diskurse und Narrative der Öffentlichkeit prägen, ähnlich wie in den USA.



Jetzt habe ich viel meiner eigenen Reflexionen offengelegt und anderes dafür ausgelassen. Aber ich möchte ehrlich sein und diese Erkenntnisse sind, was mein Semester geprägt hat. Ich denke es gibt genug andere Berichte, die Fragen der Formalitäten beantworten und das internationale Büro ist immer ein guter Ansprechpartner. Statt diese Fragen zu beantworten, möchte ich lieber berichten, dass ich die Vorurteile, die ich zu Beginn meines Berichts benannt habe, nicht bestätigen kann. Die Studierendenschaft auf

dem Campus war viel organisierter durch die verschiedenen Clubs, die auch Minderheiten repräsentiert haben. So gab es einen Club für Schwarze Studierende, für arabische Studierende, für hispanische Studierende usw. Sit-ins und Proteste waren an der Tagesordnung. Da wo Studierende sich benachteiligt gefühlt haben durch rassistische ProfessorInnen, Sicherheitsleute und die Collegeleitung, dort haben sie demonstriert und das Leben auf dem Campus somit, trotz der Uneinsichtigkeit vieler, aktiv mitgestaltet. Ich habe den Campus als durch und durch politischen Raum wahrgenommen und war berührt von dem Zusammenhalt verschiedenster

Gruppen, die sich miteinander solidarisiert haben. Das ist etwas, dass ich in Deutschland so nie erlebt habe und vermisse. Ich kann jeder und jedem nur empfehlen offen zu bleiben für komplett neue Sichtweisen und sich geistig nicht zu sehr auf das zu beschränken, was man erwartet. Oft sind wir selbst von einem einseitigen Narrativ, welches angeblich die USA repräsentiert, geprägt. Doch wer sich auf die Suche macht, der wird feststellen, wie plural die amerikanische Gesellschaft ist. Meiner Meinung nach sollte jeder/jede wenigstens einen Kurs aus dem Bereich African American Studies, Native American Studies oder einem ähnlichen Bereich belegen. Nur indem wir Diskurse aus verschiedenen Innenperspektiven heraus verstehen, können wir eine Vogelperspektive erlangen, unsere eigene Wahrnehmung schärfen und wie man so schön sagt „unseren Horizont erweitern“.

Must Sees



Abschließend möchte ich noch ein paar persönliche Empfehlungen machen. Zum Ende meines Aufenthaltes habe ich einen Trip an die East Coast gemacht und Washington D.C., New York und Boston erkundet. Wie ihr euch jetzt wahrscheinlich inzwischen denken könnt, war ich nicht wegen des „Slave Teeth George Monuments“ in Washington, sondern wegen des absolut sehenswerten Museum of African American History and Culture (auf Bild 3 sieht man das Museum

und das Monument). Es ist wirklich einen Besuch wert und toll gemacht. In Washington D.C. gibt es außerdem eine große äthiopische Community und dementsprechend viele gute äthiopische Restaurants.



Wer wie ich Musik mag kommt sowohl in Chicago, in dessen Nähe Lake Forest liegt, als auch in New York auf seine Kosten. Das Chicago Symphony Orchestra ist jedem Klassikliebhaber ein Begriff und in New

York gibt es eine große Jazzszene. In Manhattan war ich im Birdland Jazz Club, den ich nur empfehlen kann. Es ist definitiv teuer, aber immer noch günstiger als Blue Note und jeden Dollar wert. Natürlich gibt es auch viele andere tolle Orte wie den Broadway und die Metropolitan Opera, aber dafür hat die Zeit nicht gereicht. Dafür war ich aber im Metropolitan Museum, das ich auch sehr empfehlen kann und im One World Trade Center von wo aus man einen atemberaubenden Ausblick auf die Skyline (vorletztes Bild) hat. In Chicago sollte man auf jeden Fall eine Bootstour machen, bei der einem die atemberaubende Architektur der Stadt gezeigt wird. Wer in Boston ist, sollte das African Meeting House besuchen.